

Der integrative Weg aus der Sicht einer früheren Lehrerin

Zunächst möchte ich mich vorstellen: Ich war 12 Jahre als Lehrerin an einer Schule für Lernbehinderte tätig, unterbrochen durch das Zusatzstudium der Sonderpädagogik, als ich gefragt wurde, ob ich interessiert sei, an einem neuartigen Projekt mitzuarbeiten: An einer Grundschule in Berlin-Schöneberg werden nichtbehinderte und behinderte Kinder gemeinsam unterrichtet und sonderpädagogische Kompetenz wird benötigt. So kam ich - vermutlich als erste Sonderpädagogin in Deutschland - 1979 an die Fläming-Grundschule und übernahm eine Integrationsklasse, der zweite Jahrgang, der die Schule bis zur 10. Klasse durchlief.

1990 wurde an der Fläming-Grundschule zum ersten Mal eine Schülerin mit Schwerstmehrfachbehinderung aufgenommen. In dieser Klasse arbeitete ich als Klassenlehrerin zusammen mit zwei Pädagogischen Mitarbeiterinnen im Team zu dritt. Am Ende der 6. Klasse gingen wir dann fast als gesamte Klasse mit allen behinderten Schülern in die Sophie-Scholl-Gesamtschule über, wobei es auch für diese Schule, die seit 1983 Schüler mit Behinderungen in Integrationsklassen gemeinsam unterrichtet, ein Novum war, Schüler mit Schwerstmehrfachbehinderung und geistiger Behinderung aufzunehmen. Inzwischen wurde wieder eine Integrationsklasse mit schwer behinderten Schülern und nichtbehinderten Mitschülern als Stammgruppe in die Sekundarstufe I der Sophie-Scholl-Schule aufgenommen. Durch die Praxis gelang es offensichtlich, der Skepsis entgegenzutreten, die sich in der häufig geäußerten Meinung zeigte: „Was haben diese Menschen denn davon, dass sie an einer normalen Schule sind? Die wären wohl besser an einer Sonderschule untergebracht.“

Die Integrationsklasse, die ich 1979 im Laufe des 1. Schuljahres übernahm, wurde bis dahin von einer Grundschullehrerin geleitet, die für Kinder an einer Grundschule „ganz normalen“ Grundschulunterricht machte. Die Klasse galt als „schwierig“; einige Kinder waren als „verhaltensgestört“ aufgefallen und bezeichnet worden. Die bisherige Lehrerin teilte mir noch mit, bei welchem Buchstaben in der Fibel sie gerade sei und wie weit sie im Rechenbuch gekommen war. Nun konnte das Abenteuer beginnen! Ich hatte keine Vorstellung, **wie** mein Unterricht aussehen sollte, ich wusste nur, wie er **nicht** aussehen konnte, denn das herkömmliche Unterrichten war ja gerade zuvor gescheitert. Schule war von den Kindern bisher als negativ erlebt worden. Dennoch konnte ich nicht alles anders machen, schließlich sollten die Schüler auch bei mir lesen, schreiben und rechnen lernen, aber **jeder nach seinen Möglichkeiten und in seinem Tempo**. Der Erwartungsdruck war riesengroß.

Ich begann mit einem Thema, von dem ich annahm, dass es die Kinder interessieren würde, nämlich „Wie leben Kinder in anderen Ländern“. Ich brachte viele Bilder mit, alle – auch die Schüler mit Behinderung – schauten sie sich an und konnten dazu erzählen. Es dauerte nicht lange, und alle waren mit Schreiben, Lesen, Malen und Basteln beschäftigt. Allerdings war es laut und ziemlich chaotisch. Ich hatte große Schwierigkeiten zuzulassen, dass einige Kinder spielten oder einfach nur in der Kuschelecke saßen und sich Bilderbücher anguckten. Ich konnte mich immer nur mit einer Teilgruppe beschäftigen genauso wie meine Kollegin. Es gelang uns aber auch, die Kinder immer wieder im Kreis zu versammeln und für gemeinsame Aktivitäten zu begeistern.

Wie verändert sich der Unterricht durch Integration?

Am Anfang steht die Erkenntnis, Schülern in einer Gruppe zu unterrichten, die sehr unterschiedliche Möglichkeiten im Lernen haben. Dies ist in jeder Lerngruppe der Fall, aber darauf wird normalerweise keine Rücksicht genommen. Der Lehrer orientiert sich am Durchschnitt und trifft mit seinem Angebot ungefähr die Hälfte der Lernenden, ein Teil der Schüler ist unterfordert, ein Teil überfordert. Im sog. Frontalunterricht lenkt der Lehrer alle Aktivitäten der

Schüler in kleinen Schritten, dies ist nicht möglich, wenn mindestens drei unterschiedliche Lernniveaus angeboten werden. Dann müssen die Schüler sich eigenaktiv betätigen, weil der Lehrer nicht für alle da sein kann. Daraus folgt wiederum: Die Materialien und Medien müssen so aufbereitet sein, dass die Schüler selbsttätig damit umgehen können, und zwar allein, in Partnerarbeit oder in kleinen Gruppen. Beim lehrgangsartigen Lernen, wie in Mathematik, ergeben sich Gruppen, die auf gleichem Niveau arbeiten. Im Sach- und Deutschunterricht gibt es Themenstellungen, die unterschiedliche Fähigkeiten und Fertigkeiten erfordern, um zu einem Ergebnis zu kommen. Deshalb können sich in diesen Bereichen Schüler mit Behinderungen gut einbringen.

Die Angst, die Zügel aus der Hand zu geben und die Schüler frei arbeiten zu lassen, ist zu Anfang sehr groß und berechtigt. Denn es gibt Schüler, die die Freiheit auf unterschiedliche Weise nutzen: zum Nichtstun, für Aktivitäten, die nichts mit Lernen zu tun haben und im schlimmsten Fall, um andere beim Lernen zu stören. Deshalb müssen sich die Pädagogen zuerst um diese Schüler kümmern im Vertrauen darauf, dass die anderen mit den Angeboten allein umgehen können.

Nach meiner Erfahrung sollte man den Unterricht Schritt für Schritt **langsam öffnen** in einem Tempo, dem man sich selbst gewachsen fühlt. Ich halte es für sinnvoller, in weiten Teilen zunächst am Frontalunterricht festzuhalten als radikal nur noch offenen Unterricht zu machen und dann nach längerer Zeit vor einem Scherbenhaufen zu stehen und resigniert festzustellen: „Ich kann das nicht. Ich eigne mich nicht für eine Integrationsklasse.“

Schrittweises Vorgehen kann so aussehen: Die Schüler lernen ruhige Einzelarbeit, erst 5 Minuten, dann 10 Minuten usw. Als nächstes Arbeit mit einem Partner, den sie frei wählen können, dann mit einem Partner, der ihnen durch Zufallsauswahl zugeteilt wird. Erst wenn diese Arbeitsformen gut funktionieren, kann man zu kleinen Gruppen von drei bis vier Schülern übergehen, die man sorgsam zusammenstellt. Wenn sich die Klassengemeinschaft gut entwickelt hat, wird die Zusammensetzung von Gruppen unproblematisch sein.

Alle Formen des offenen Unterrichts können praktiziert werden. Arbeit mit einem **Wochenplan** muss ebenfalls langsam angebahnt werden. Sie funktioniert nur, wenn Schüler selbstständig arbeiten können und die Aufgaben ohne Hilfe verstehen können. Am besten beginnt man mit Übungsaufgaben und erweitert die Palette nach und nach mit Aufgaben zum Entdecken, Forschen, zur Bewegung usw.

Zur Vorbereitung auf **Projekte** sollte man auch im Frontalunterricht ein Thema zentral in den Mittelpunkt stellen, so dass jeder versteht, worum es in der nächsten Zeit geht. Jeder Beitrag zum Thema – sei er noch so klein - muss vorgestellt und ausgehängt werden, so dass jeder weiß, dass es auf seine Mitarbeit ankommt. An einen klassischen Projektunterricht sollte man sich erst heranwagen, wenn man sicher ist, dass alle Beteiligten zum größten Teil mitarbeiten können. Er erfordert ein großes Maß an Selbstdisziplin bei den Schülern und viel Vorbereitung durch die Pädagogen. Auch hier gilt wieder : Mit kleinen, zeitlich überschaubaren Projekten anfangen, die vielleicht nur drei bis fünf Tage dauern, bevor man umfangreiche Vorhaben über Wochen durchführt.

In meiner Klasse gab es im 1. Schuljahr einen Schüler, der längst vor Schulbeginn lesen konnte, einen anderen, der aufgrund des Freiraums in zwei Monaten das Lesen lernte, einige Schüler, die dafür ein halbes Jahr benötigten und wieder einige, die ungefähr ein Jahr mit dem Lesenlernen zu tun hatten. Aber es gab auch Schüler, die am Laufe des 2. Schuljahres viel Mühe mit dem Lesen hatten, bei einigen dauerte dieser Lernprozess noch Jahre. Im 1. Schuljahr gab es z. B. das Thema „Haustiere“. Manche brachten ihre Tiere in die Schule, das waren natürlich aufregende Erlebnisse. Jeder Schüler gestaltete eine Seite für ein Haustierbuch, das noch lange Zeit als Leseheft für diejenigen diente, die noch wenig lesen konnten. Die Beiträge dazu reichten von dem Satz „Ich will ein Meerschweinchen haben“ bis hin zu kleinen Geschichten über Ereignisse, bei denen ein Haustier eine Rolle spielte.

Dieser integrative Unterricht hat Auswirkungen: Alle Schüler können nach ihrem Leistungsvermögen mitarbeiten und machen individuelle Lernfortschritte. Alle Schüler können weitgehend selbständig arbeiten und bekommen Unterstützung bei Bedarf.

Wie verändert der Unterricht die Schüler?

Der Schüler einer Integrationsklasse wird als Individuum wahrgenommen und nicht als ein beliebiges Mitglied einer Gruppe. Jedes Kind merkt im Laufe der Zeit: Es ist wichtig, dass ich da bin. Ich werde gebraucht. Ich werde gemocht. Meine Lernfortschritte werden gesehen, gelobt und der Gruppe mitgeteilt. Wenn ich Schwierigkeiten habe, kann ich es mitteilen und werde unterstützt. Jeder ist anders und wird in seinem So-Sein angenommen.

Aber auch das Gefühl, einer Gemeinschaft anzugehören und Aufgaben für alle zu übernehmen, ist wichtig. Die Schüler entwickeln Aufmerksamkeit für die anderen, sie können sich auf andere einstellen, können helfen, können auch mal zurückstehen und Rücksicht nehmen. Damit ist nicht gesagt, dass es nicht auch Schüler gibt, die Probleme in ihrem Sozialverhalten aufweisen. Schüler mit Verhaltensstörungen sind besonders schwer in eine Gemeinschaft zu integrieren, dennoch sind sie in einer Integrationsklasse leichter zu beeinflussen als in regulären Klassen.

Besonders auffallend im positiven Sinne ist das Arbeitsverhalten der Schüler in Integrationsklassen. Die Schüler haben gelernt, aktiv Ideen einzubringen, Aufgaben anzunehmen und selbständig auszuführen. Sie können ihr Leistungsvermögen einschätzen und erkennen, wenn sie Schwierigkeiten beim Lernen haben. Wenn sie älter sind, können sie allein Hilfsmittel, wie Lexika, Computer usw. einsetzen. Sie können sich im Stadtteil bewegen, Bibliotheken aufsuchen, Leute interviewen usw. Sie können sich ihre Arbeit organisieren.

Die Lehrer der Sophie-Scholl-Oberschule sind immer wieder angetan von der guten Arbeitshaltung der Schüler in den Integrationsklassen, die sich durch Selbständigkeit im Denken und Handeln auszeichnen.

Die Schüler in Integrationsklassen üben und erwerben dauerhaft Kompetenzen in den sog. Schlüsselqualifikationen, wie Kreativität, Kooperationsfähigkeit, Verantwortungsbewusstsein und Selbständigkeit und sind dadurch optimal auf das Berufsleben vorbereitet.

Wie verändern sich die Eltern?

Eltern haben selbst oft keine positiven Erfahrungen mit ihrer eigenen Schulzeit gemacht. Von daher sind sie oft noch voller Aggression gegen die Lehrer und die Schule oder auch voller Angst, ihr Kind könnte versagen oder „untergehen“. Die Sorgen der Eltern, ihr Kind könnte später in der Gesellschaft nicht mithalten, sind in der letzten Zeit durch die strukturellen Probleme in der Arbeitswelt eher noch gestiegen.

Eltern bemerken es sehr schnell, wenn ihr Kind gern in die Schule geht, wenn es gut lernt, sich über Erfolge freut und Schwierigkeiten beim Lernen anzugehen lernt – und dabei ein stabiles seelisches Gleichgewicht entwickelt. Viele Eltern begreifen erst durch das Miterleben in einer Integrationsklasse, wie wichtig die Akzeptanz eines jeden einzelnen ist. Sie starren dann nicht mehr ängstlich darauf, wo ihr Kind im Rahmen der Klasse gerade steht. Das merkt man daran, dass die Fragen nach der Zensur, die ihr Kind erhalten würde, wenn es denn Zensuren gäbe, allmählich nachlassen. Sie können die Lernfortschritte ihres Kindes würdigen und mit seinem vorigen Stand vergleichen, ohne ständig danach zu schielen, wer „besser“ oder „schlechter“ steht als das eigene Kind. Eltern bekommen so allmählich Vertrauen in die Leistungs- und Entwicklungsmöglichkeiten ihres Kindes. Wenn ein nichtbehindertes Kind Lernprobleme in einzelnen Bereichen hat, können die Eltern offen darüber sprechen und gemein-

sam mit den Pädagogen Fördermaßnahmen absprechen. Das Kind muss sich nicht als Außen-seiter fühlen, denn jeder bekommt individuelle Hilfe, falls er sie benötigt.

Wie geschieht diese fast wundersame Veränderung von Eltern? Geht es ganz von allein vonstatten? Wie immer gibt es auch dabei keine Wunder, und man kann diese Entwicklung bei Eltern fördern.

Eltern sollten regelmäßig über die Inhalte und Methoden des Unterrichts informiert werden. Hier gilt dasselbe wie für den Unterricht mit den Schülern: Halten Sie beim Elternabend keine Vorträge in der Form von Frontalunterricht, sondern lassen Sie sich etwas einfallen, wie die Eltern im Klassenraum miteinander kooperieren und dabei durch das eigene Tun erfahren, wie der Unterricht ihrer Kinder aussieht. Wir haben z. B. die Lernmaterialien in der Klasse aufgebaut, die Eltern aufgefordert, Gruppen zu bilden und mit diesen Materialien zu spielen und zu arbeiten. Im Nu waren alle beschäftigt, lernten sich kennen und begriffen, wie ihre Kinder mit so unterschiedlichen Voraussetzungen gemeinsam lernen können. Es kann Spiel- und Bastelnachmittage geben, oder Eltern stellen in der Schulküche Speisen für ein Buffet beim Schulfest her. Es sind viele Aktivitäten vorstellbar und planbar.

Grundsätzlich sollte die Klasse immer offen sein für Besuche durch die Eltern. Laden Sie wenigstens einmal im Halbjahr die Eltern in die Schule ein zu einer Veranstaltung mit ihren Kindern, z. B. zu einer Theateraufführung, zu einem Musik- oder Sportfest, zu einer Kunstausstellung oder zur Präsentation der Arbeitsergebnisse am Abschluss eines Projektes. Wenn Sie nichts verbergen wollen, sondern im Gegenteil erfreut über das Interesse der Eltern sind, wird sich schnell herumsprechen, dass man Ihnen als Pädagogen vertrauen schenken kann.

Eltern begleiten das Schulleben ihres Kindes, nehmen Anteil an der Entwicklung der Mitschüler, kooperieren mit den Pädagogen und gestalten das Schulleben mit.

Wie verändern sich die Lehrer?

Über die Einsamkeit der Lehrtätigkeit gibt es viele Berichte und Analysen. Im Normalfall steht der Lehrer seiner Klasse gegenüber als der Beherrschende und Allmächtige, der das ganze Geschehen plant, steuert und bewertet. Die Schüler sind die Unterlegenen, die sich mit erwünschtem Verhalten anpassen sollen. Die Tätigkeit eines Lehrers und sein Produkt (der Unterricht) sind eng miteinander verwoben, so dass bei der Beurteilung immer die Persönlichkeit des Lehrers mitbetroffen ist. Sein „Werk“ kann nicht isoliert betrachtet werden. Das erfordert eine große Stabilität und jeden Tag einen neuen Kraftakt, der gemeistert werden muss.

In Integrationsklassen wird grundsätzlich im Zwei-Pädagogen-System unterrichtet. Diese Organisationsform erfordert von den beteiligten Lehrern eine neue Einstellung und Umstellung in ihrer Tätigkeit. Für jeden Lehrer ist es eine völlig neue Erfahrung, nicht mehr - niemals mehr - mit seinen Schülern allein im Klassenraum zu sein. Ständig ist ein Kollege dabei, der hautnah miterlebt, wie der Unterricht verläuft, ob er gut vorbereitet ist, wobei Schwierigkeiten auftauchen, in welcher Tagesform man sich befindet usw. Nach meiner Erfahrung ist der Hauptgrund der Ablehnung von integrativem Unterricht die geforderte Kooperation, die dem Lehrer einen Teil seiner Macht nimmt und ihn „entzaubert“.

Eine wichtige Voraussetzung für eine Kooperation ist zunächst, dass die Kooperierenden sich wenigstens sympathisch sind und offen für gemeinsame Erfahrungen sind. Ihr Art, mit Schülern umzugehen, sollte zumindest im Grundsatz ähnlich sein. Die kooperierenden Pädagogen sollten überzeugt sein von ihrer Zielsetzung: Wir wollen gemeinsam eine Integrationsklasse unterrichten und dabei gemeinsam erfolgreich sein. Die einzelnen Ziele können im Laufe der gemeinsamen Arbeit definiert werden und immer wieder bedacht und neu formuliert werden. Aber die Leitidee muss klar sein, dann trägt sie auch bei selbstverständlich auftretenden Konflikten im Alltag.

Das Zwei-Pädagogen-Team hat viele Vorzüge:

- Es werden viele verschiedene Kompetenzen in das Team eingebracht, die für die Arbeit nutzbar gemacht werden. Die Fähigkeiten betreffen nicht nur die Fachkompetenz für die Inhalte des Unterrichts, sondern auch den Kontakt mit den Schülern. So kann jeder z. B. einen engeren Draht zu einem Schüler haben, der ihm persönlich mehr „liegt“ als dem Kollegen.
- Es findet ein regelmäßiger Austausch über den Fortgang des Unterrichts statt. Die Lasten von Planung, Materialerstellung, Durchführung und Nachbereitung werden geteilt. Nicht mehr einer allein trägt die Last der Verantwortung. Besonders wenn Konflikte auftreten, fühlt man sich im Team stark und kann die Herausforderungen gemeinsam meistern.
- Es findet eine permanente interne Fortbildung statt. Jeder beobachtet oder bespricht mit dem anderen, wie man den Unterricht gestalten könnte. Dieser Ideenpool wird immer reichhaltiger, und das Verhaltensrepertoire erweitert sich ständig.
- Die Pädagogen stellen für die Schüler ein Modell der Kooperation dar, das sie unbewusst nachahmen. Sie erleben, dass Lehrer sich beraten, dass sie auch unterschiedliche Meinungen haben können und trotzdem im Interesse der gemeinsamen Aufgabe einen Konsens im Handeln herstellen müssen.

Am Anfang einer Kooperation braucht man viel Zeit, um zu lernen, vertrauensvoll zusammenzuarbeiten. Erst nach einem längeren Prozess stellt sich die Erleichterung ein, wenn man gelernt hat, dass der Partner seinen Teil durchführt, ohne dass man wissen muss, wie er es im einzelnen gemacht hat. Zwischen den beiden kooperierenden Partners darf es keine Hierarchie geben, die den einen auf den anderen herabsehen lässt. Beide müssen die Persönlichkeit und Arbeit jeweilig anerkennen und wertschätzen.

Pädagogen entwickeln sich im Zwei-Pädagogen-System zu Begleitern des Lernprozesses der Schüler, die gemeinsam den Unterricht verantworten und erfolgreich durchführen, dadurch weniger Stress haben und zufrieden in ihrer Berufstätigkeit sind.

Wie verändert sich die Schule als Institution?

Die Zusammenarbeit einzelner Teams breitet sich nach und nach in einem Kollegium aus. Fachlehrer werden in die Arbeit in einer Integrationsklasse einbezogen, denn sie müssen über Besonderheiten der Förderung von Schülern mit Behinderung und über bestimmte Arbeitsweisen informiert werden. Oft besteht sehr schnell das Bedürfnis nach Kooperation auf der Stufe. Die Lehrer in Integrationsklassen haben das Bedürfnis, sich nicht von den anderen Klassen abzukoppeln, sie wollen auch vergleichbare durchschnittliche Leistungen bei den Schülern ohne Behinderung erreichen. So kommt es auch zum Austausch von Ideen und Materialien. Fachkonferenzen und Stufenkonferenzen sind übliche und oft durch Schulverwaltung installierte Einrichtungen.

Durch die Integration werden Lehrer über das übliche Maß hinaus für die individuellen Besonderheiten ihrer Schüler sensibilisiert. Pädagogen, die in einem Team arbeiten, treffen sich, um über einen „Fall“ gesondert zu beraten. Das Wort „Fall“ wird hier in Anführungszeichen gesetzt, um zu signalisieren, dass der Begriff zwar sehr verbreitet ist, aber als problematisch angesehen werden muss, weil ein Kind kein „Fall“ ist, den wir – abgehoben von seiner Lebenssituation – gleichsam unter einer Lupe betrachten, sondern ein Individuum, das im Zusammenhang mit seinem Umfeld ganzheitlich gesehen werden muss. Im Idealfall werden bei einer **Fallbesprechung** die Beobachtungsergebnisse gesammelt und interpretiert (**Kind-Umfeld-Diagnose**). Daraus werden dann Fördermaßnahmen abgeleitet, die schriftlich in einem sog. Förderplan fixiert werden. Häufig reichen mündliche Absprachen oder persönliche Notizen. Sobald mehr als zwei Personen an der Förderung beteiligt sind, stellt der Förderplan

eine Verbindlichkeit und eine Kontrollmöglichkeit dar, mit der die Förderarbeit evaluiert werden kann.

Hat ein Schüler gravierende Probleme und reicht die Schulperspektive nicht aus, kann es sinnvoll sein, eine „**Helferkonferenz**“ einzuberufen. Dazu werden alle Menschen eingeladen, die eine enge Beziehung zu dem betroffenen Kind haben. Das sind zunächst die Erziehungsberechtigten, also die Mutter, der Vater, Pflegeeltern, Heimerzieher. Das können außerdem Therapeuten sein, wie Psychotherapeuten, Logopäden, Beschäftigungstherapeuten, Krankengymnasten usw. Manchmal gibt es auch Menschen, die sich im Freizeitbereich intensiv um das Kind kümmern, z. B. die Großeltern, Erzieher einer Kindertagesstätte, Einzelfallhelfer oder Familienhelfer. Manchmal kann das Kind auch in den Gesprächskreis einbezogen werden. Auf jeden Fall sollte der betroffene Schüler darüber informiert sein, dass und warum und mit wem ein Gespräch über ihn stattfindet, damit keine unnötigen Ängste aufgebaut werden. Die Helferkonferenz muss gründlich vorbereitet werden. Meist wird das Pädagogen-Team einen Gesprächsleitfaden vorbereiten: Fakten, die vermittelt werden sollen, Fragestellungen zur Vorgeschichte und den aktuellen Problemen des Kindes, zum Freizeitverhalten und zu Unterstützungsmöglichkeiten. Zum Abschluss sollte festgestellt werden, welche Erkenntnisse neu waren und welche Folgen sich für das Kind ergeben. Es sollte festgelegt werden, wer welche Maßnahmen übernimmt und nach welchem Zeitabstand sich mögliche Veränderungen beim Kind einstellen sollten.

An der Fläming-Grundschule in Berlin-Schöneberg wurden Besprechungen über Schüler mit Lern- und Verhaltensproblemen als **Förderkonferenzen auf der Klassenstufe** institutionalisiert. Für jede Klassenstufe gibt es eine Förderkonferenz pro Jahr. Bei einer solchen Konferenz nehmen alle Klassenlehrer einer Klassenstufe, die Koop-Lehrer, die Pädagogischen Mitarbeiter, die auf der Stufe tätigen Sonderpädagogen, der für die Schule zuständige Mitarbeiter des Schulpsychologischen Beratungsstelle und ein weiterer Mitarbeiter dieses Dienstes, der auch als Lehrer an der Schule arbeitet teil. Den Vorsitz führt die Schulleiterin. Jedes Pädagogenteam stellt einen oder mehrere Schüler vor. Es wird berichtet, was bisher unternommen wurde, um das Kind zu unterstützen. Alle Anwesenden versuchen, etwas zur Problemlage beizutragen. Manchmal sind Geschwister bekannt, oder es werden weitere Beobachtungen berichtet. Es werden Vorschläge für unterstützende Maßnahmen bersten und beschlossen. In einem Protokoll wird festgelegt, wer sich im einzelnen worum und in welchem Zeitraum kümmern soll und wann die Erfolge der Maßnahmen überprüft werden sollen.

In diesen Förderkonferenzen bekommen die Kollegen Bestätigung und Hilfsangebote, es kann aber auch kritische Bemerkungen geben. Voraussetzung für diese kollegiale Beratung ist eine Atmosphäre der Offenheit und des gegenseitigen Vertrauens. Vertraulichkeit und Datenschutz müssen gewährleistet sein, sowohl für die Kinder als auch für die Kollegen, die vielleicht Fehler gemacht oder nicht genügend Einsatz gezeigt haben. Die Förderkonferenzen haben sich auch als ein Instrument der schulinternen Fortbildung erwiesen, einerseits durch den direkten Austausch, aber auch durch die Feststellung von Informationslücken, was zu einer gezielten Planung von Fortbildung für das Kollegium führt.

In einer Integrationsschule wird jeder (Schüler, Eltern, Lehrer und andere Mitarbeiter) in seiner Individualität wahrgenommen. Dadurch entwickeln sich ein intensiver Austausch, ein Klima von Wertschätzung und Anerkennung und Identifikation mit der Gemeinschaft.